

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 6. — Sonntag, den 7. Februar 1937.



Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Zur „Fosend“ werben Günther-Lieder

Die Fosend ist nicht nur am Rhein, sondern allüberall, besonders aber auch bei uns im Erzgebirge ein rechtes Volksfest. Alt und jung nehmen an ihr teil. Daß aber dieses heitere Fest zugleich auch in den Dienst der Arbeitsbeschaffung gestellt wird, bleibt ein Verdienst des neuen Staates, und unsere Bilder sollen dem Leser davon ein be- redtes Zeugnis geben. Seit langer Zeit ist die Anfertigung dieser originellen Holzabzeichen vorbereitet, und im erzgebirgischen Spiel- zeugland haben sich wieder einmal tausende fleißige Hände geregt, kleine Kunstwerke zu schaffen, die von dem urwüchsigem und boden- ständigen Humor unserer Erzgebirgler zeugen. Seit vier Jahren wird in Chemnitz, der Metropole des Erzgebirges, am Fastnachts- Dienstag die Fosend als ein großes Volksfest gefeiert, dessen Glami- einnahme dem Winterhilfswerk zulieft. Und damit unterscheiden sich die Volksfeste im neuen Deutschland grundsätzlich von den früheren Festen, daß man eben ihren Reinertrag der Winterhilfe zuführt und daß man, wie in diesem Falle, armen Spielzeugmachern im Erzgebirge wieder Brot und Verdienstmöglichkeit gibt. Wer also solch ein Ab- zeichen kauft, der hilft zugleich an diesem großen Werke der Arbeits- beschaffung mit. Weit und breit wird man diese Abzeichen tragen, nicht nur in Chemnitz, wo zur Fosend Gäste aus ganz Sachsen und Gäste auch von weither erwartet werden, um teilzunehmen an einem erzgebirgischen Frohsinn. Die ganze Stadt wird in einem seltsam schönen Schmutz stehen und den frohen Karnevalsstädten am deutschen Rhein nicht nachstehen. Seit Wochen schon werden diese Abzeichen verkauft, um für das Fest zu werben, zu werben aber auch für unser Erzgebirge, das sich ja in seiner Eigenart widerspiegeln soll in den Abzeichen, die wir hier unseren Lesern zeigen. Günthers Lieder er- fahren hier eine ganz eigene Darstellung, und man könnte wohl über jedes Abzeichen einen Artikel schreiben. Betrachten wir z. B. einmal die Seiffener Plafette „Dr alle Hannelsmah“! Der Pfiff der ersten Lokomotive war das Anzeichen seines Aussterbens. Nur in den un- wegsamsten Gegenden unseres Erzgebirges in den Gehöften, die weit abliegen von den großen Verkehrsstrahlen, trifft man ihn heute noch an in unserem Erzgebirge, und Anton Günther hat von ihm ein wunderbares Liedlein erdacht: „Dr alle Hannelsmah“ — er schildert ein ganzes Leben und Treiben, bis zum letzten Hannel der da a geht mit'n Senfsmah. Wieviel grohe und tiefe Gedanken schlief dies Liedlein ein; und an all diese Lieder Anton Günthers, an unser schönes Erzgebirge sollen wir denken, wenn wir die Abzeichen kaufen und wenn wir sie in echt erzgebirgisches Fröhlichkeit zur Fosend tragen — zur Fosend im Erzgebirge!



Ja die Schwämme die selgw... Chemnitzer Fosend 1937



Jah di noch aner von... Chemnitzer Fosend 1937



S'Annl mit'n Kannl Chemnitzer Fosend 1937



Wes sitzt de dort drub... Chemnitzer Fosend 1937



Jch bidr alle Hannelsmah... Chemnitzer Fosend 1937



Heil sich ihr deitschon Bilder... Chemnitzer Fosend 1937



Ei ja Ei ja e Vogelbeerbaum... Chemnitzer Fosend 1937



Unhaars en hie's is... Chemnitzer Fosend 1937



Je mer a weng besoffen... Chemnitzer Fosend 1937



W' die Bang, da is halt lustig... Chemnitzer Fosend 1937

Die Geisterhände von Greifenau

Ein Fastnachtsspek von Karl Robert Popp

Ich will euch diese gar alte Geschichte so erzählen, wie sie auch mir berichtet ward: todernsten Angesichts und in der Stimme das geheime Grauen.....

Greifenau war ein Schloß in einem der schönsten Teile unseres lieben Vaterlandes, und es lag inmitten wild zerklüfteter Felsenlandschaft auf einem steilen Berge. (Vielleicht lag Greifenau auch inmitten unserer zerklüfteten Greifensteine, also in unserer erzgebirgischen Heimat. Wer kann's wissen. Die Red.) Im Frühling woben Birken und silberne Röhren einen lichten Schimmer um Burg und Berg, im Sommer brandete gar eine Flut von Blüten die Hänge hinan und ließ das Schloß wie Dornröschens Märchentraum

erscheinen, im Herbst aber, wenn das Laub von den Bäumen fiel und die Nebelschwaden in die Täler krochen, da hatte Greifenau etwas Unheimliches, und düster blickten die grauen Mauern des alten Schlosses auf die kahlen Wege herab. Dann ging da oben eine alte Sage um, und die Dienerschaft schlich sich rasch und scheu an einem Gemäch im Nordturm vorbei. Dieses Zimmer war seit Jahr und Tag verschlossen. Man mied es seit der Zeit, da hintereinander mehrere Gäste im Morgenrauen bleich und übernünftig aus seiner Tür getaumelt waren und geschworen hatten, nie wieder Greifenau zu betreten. Und die Dienerschaft wußte nicht nur darum, sie kannte auch den Grund des Grauens... Dort, hinter jener schweren Eichentür, sollte nämlich vor hundert Jahren ein Greifenauer sein Weib im jähen Zorn erwürgt haben, und seitdem seien seine Mordhände verflucht, nämlich im Zimmer zu geistern und über die Bettdecke der Schlafenden hinzugreifen, gleichsam, als suchten sie neue Kehlen für erneute Untaten. Nur wer diese Hände vertreibt, so hieß es, der könne das Schloß vom Spuk erlösen....

Der Ritter von Gumpenberg lachte sehr, als ihm der alte Pförtner flüsternd die unheimliche Mär erzählte. Er strich sich den Knebelbart und eilte mit dröhnenden Schritten durch die Halle, um den Schloßherrn aufzusuchen. Der Ritter war am Morgen dieses Tages unter lauten Hufarufen den Burgberg heraufgeritten gekommen, um mit seinem alten Freund und Waffenbruder, den Greifenauer, zu jagen, zu trinken und von alten Zeiten zu plaudern. Als wilder Haubegen und Eisenbeißer war er weit und breit im Lande bekannt, und man raunte sich zu, er fürchte weder Tod noch Teufel.....

„Greifenau“, schnob der Ritter, als er den Schloßherrn endlich aufgestöbert hatte, „weißt Du, was mir das Espenlaub von Deinem Pförtner da eben erzählt hat?! Spuken soll es bei Dir, Geisterhände sollen umgehen!! Du, das verheimlichst Du mir?!? Bog Flammberg und Sattelsbüchle! Was ist an der Geschichte?! Raus damit, alter Waffengefährte!“ — Der Graf von Greifenau schob dem Aufgeregten einen Stuhl hin und füllte ihm den Humpen. Dann setzte auch er sich und begann zu erzählen. In der Familienchronik stünde ja nun nichts

von dem Vorfall, sagte er, aber da helfe kein Schelten und Verbieten, die Leute blieben eben steif und fest bei ihren Geisterhänden. Indessen seien in der Tat mehrmals in jenem Zimmer Gäste des Hauses auf den Tod erschreckt worden, so daß sie aus dem Schloß fuhren, als habe da der leibhaftige Gottseibeius sein höllisch Quartier aufgeschlagen. Er wisse nicht, ob nur die Erzählungen der Dienerschaft jenen Gästen ins Gehirn gefahren seien und dort Gestalt angenommen hätten, oder ob es tatsächlich im Nordturm spuke. Jedenfalls habe er daraufhin das Zimmer schließen lassen, schon deshalb, weil er endlich Ruhe haben wollte.... Als er soweit war, hieb der Ritter von Gumpenberg

dröhnend auf den schweren Tisch und erklärte, wer sich von solchem Kinderschreck ängstigen lasse, der sei nicht wert, einen Gaul zwischen den Beinen zu haben und eine Reiterpistole auf dem Nachtsisch. Und heute nacht noch wolle er im Geisterzimmer schlafen, den Spuk zu bannen! Da nützten keine Vorstellungen der besorgten Gräfin, keine mahnenden Worte des Schloßherrn: der von Gumpenberg beharrte eifern auf seinem Entschluß. „Morgen früh das fröhliche Waidwerk“, lachte er, „vorher aber laßt mich auf die lustige Gespensterjagd gehen! Und wenn ich den Spuk nicht vertreibe, dann sagt, der Gumpenberg habe ein Hasenherz unter dem Büffelkoller und lauwarmes Wasser statt Reiterblut in den Adern!“

Also wurde auf Befehl des Grafen das Geisterzimmer noch am gleichen Tage hergerichtet, indessen die Dienerschaft um den Ritter herum lief und ihn ansah wie einen,

dessen Stündlein gezählt sind. Der Gumpenberger aber trank sich am Abend noch einen fröhlichen Mut an, stieß mit dem Schloßherrn auf das Schloßgespenst an und ließ sich daraufhin in sein Zimmer führen, wo er alsbald in einen tiefen Schlaf versank, kaum, daß er vorher noch seine Pistole neben sich ans Bett gelegt hatte....

Es wurde totenstill im Schloß, der Vollmond kam über die Berge und hing wie ein silberner Schild vor dem verwünschten Zimmer. Der von Gumpenberg aber schnarchte und träumte vom Reiten und Jagen. Die Stunden vergingen, und als die Uhren zum Mitternachtschlage ausholten, da wurde der Ritter durch ein hartes Klopfen jäh aus dem Schlafe gerissen. Es knackte in dem alten Schrank, als solle er aus den Fugen gehen. Der Gumpenberger rieb sich die Augen und besann sich, wo er war. Er blickte um sich und sah in alle Winkel des vom Mondschein durchfluteten Zimmers. Nichts. Und wer weiß, wo das geklopft haben mochte. Eben wollte der Ritter wieder seine müden Augen schließen und den Kopf sachte zurücklegen, als er noch einmal vor sich hinsah. Teufel!! Was war denn das?! Da unten am Bettende?! — Zu seinen Füßen erblickte der Ritter zwei weißliche, gedrungene Hände, ganz deutlich sah er sie.

Da wäre nun freilich auch dem Mutigsten das Herz stehen geblieben, und dem Gumpenberger war in diesen Augenblicken

Dr Gelicksmah

In unnern deitschen Land,
do is e Mah bekannt.
'r hot en grahe Mantel ah,
an dr Müß sei rute St.afen drah.

Im Hals hot 'r e Bannel,
do hängt e Kastel drah,
un war net feig is, wang nr Riet,
gieht halt immer wieder nah.

Schie manlicher hot mit 'n lekten Fußsacher
bei dann grahe Mah sei Gelick verluht.
Un wenn'r schie denkt, e do stiecht drauf gewinnt „Nicht“,
do hot 'r weiß Gott e wos drwischt.

Dos Bark hot unner Führer erdacht,
drmet hot 'r 'n Volk gruze Fraad gemacht,
dr liebe Gott hot 'n dann Gedanken eigabn,
Mir warn noch manngs „Schie“ von Herrgott,
dorahn Führer drlabn.

Drimm greift nüt mutig in Kastel nei,
denn dr „Gelicksmah“ macht a sei Gelick drbei.
Un wenn 'r neigreift, hat's Harz voller Freud,
nohert werd's a bestimmt e „Hunnert'r“ sei.

Eine Jungmädel-Führerin.

doch zumute, als müsse er den Kopf unter die Bettdecke stecken. Er schloß die Augen und fühlte, wie sich seine Haare sträubten. Als er nach geraumer Zeit die Lider wieder zu heben wagte, waren die Hände noch immer da, weißlich und gedrunken. Und nun tat der Ritter etwas, das wenige gewagt hätten. Er nahm seinen ganzen Reitermut zusammen und tastete mit zitternden Händen nach dem Pistol an seiner Seite. Nun hielt er es. Und augenblicklich wich die Berzagtheit etwas, denn aus der vertrauten Waffe strömte eine beruhigende Kraft auf ihn über. Die Hände sollten es erst versuchen ihn zu erwürgen!

Und dennoch bebte des Ritters Stimme ein wenig, als er das Pistol auf die unheimlichen Hände richtete, und rief: „Ich zähle bis drei. Wenn ihr dann noch nicht verschwunden seid, will ich in Gottes Namen schießen!“ Er zielte auf den Daumen der linken Hand und wartete noch etwas, aber die Hände blieben da.

„Eins!“ — Die Hände begannen zu zittern, aber sie wichen nicht...

„Zwei!“ — Die Hände zitterten stärker, aber ohne zu verschwinden...

Pause. — — — —

„Drei!!!“ — — — — Krach!

Dröhnend hallte der Schuß durch das Haus, und ein Schrei kam hinterher, als die Dienerschaft gesträubten Haares aus den Zimmern schoß und der Graf in banger Sorge zum Spitzzimmer eilte...

Der von Gumpenberg konnte des anderen Tages nicht jagen gehen...

Er hatte sich die große Zehe seines linken Fußes abgeschossen.

€ Wunner! / Ene wahre Begamhet

Wenn jemand epper denkt, daß in dr itzing aufgeklärtn un neimodischn Zeit käne Wunner meh geschähe, dar is obr offn Holzweg. Jednfalls bie iech annerer Maaning, weil iech in dann neie Gahr schu äns drlabbt ho, un dos ging e ju zu:

War ich do n:lich mol Sonnohmds ohmd in dr Bochholzr „Glück auf“ Schänk e Glos ze Bier. Wie iech nu mit die annern Gäst an Stammtisch be: dr schönstn Unnerhaltung war, kimmi of emol e Braaznmaa zr Tür rei. Ich gelab, dann kenn: ihr Bochhölzr alle, ar is net gruß, schwarz ofn Kopp un a unnt dr Kooß' e bißl; dr Braaznkorb, dann 'r imhänge hoot, is ah ball ju gruß wie aar. Obr jonst is 'r e echtr Bochhölzr von alin Schrut un Korn. Wie ich nu mol von jemand gehärt hob, wärn namlich zun Bier e paar Salzbraazn de räne Arznei, deshalb kaaf ich mir a allemol e paar, sulang's welche gibt. Meine Fraa macht sich obr nett viel draus, dare se: wiedr paar Schaumbraazn liebr; ich kaaf mr also noch e paar Schaumbraazn von dann Maa und schted se in meiner Kocktasch. Wie ich ungefahr 30 Finknapple Bier nei hat, saht iech mir: Willst nār aushärn un hemmgieh. 's könnt

doch sei, daß dr Schreiber-Paul net viel Bier meh off Lagr hoot, un do hätt'r doch waang de annern Gäst in de Brüch komme könne. Ich mach mieh nu off de Soack un ehemm. Unnrwags dacht iech a an meine Schaumbraazn in meinr Tasch; iech saht

mr obr, läßt se heit nacht drweile in dr Tasch stackn. An Sonntig früh wollt iech nu mei Fraa drmuet überraschn un greif nei in mennr Kock, un wos denkt'r dä wos do zon Bier-schein kimmt: lauter Crutndörfer Pfeng-pfaffrlochn! — Also, doß muß mr doch jedr zugaam, doß aus Schaumbraazn ka Pfaffrlochn warn lenne. In Werklichkät hot mar ju e Schindlud: do meine Schaumbraazn in dr Tasch geklaut un Pfaffrlochn neigestekt. Ich hob ichu bißl Ahning, war dos ka sei gewajnt! — Ward wuhl dr Schreiber-Paul salberscht ausgehäct hobn, odr mei Rastler-Bruno, denn an jein Christbaam in dr Gaststüb hänge namlich lauter fette Crutndörfer Pfeng-pfaffrlochn. Ich war mir abr die Teegklunfer aufheem, un wenn iech — ju Gott will — 's Labn noch hob, häng ich se ze de nächstn Weihnacht berhemm an mein Baam na, wenn se net bis dohie de Pleiß' zammgegrasht hobn. Gelid auf!



Der Jüngste ist gebadet worden.

5 Erdteile ♦ 5 Schicksale

(5. Fortsetzung und Schluß.)

„Auf eine sehr einfache Weise. Ich war vier Jahre alt, als ich mit meinen Eltern nach Spanien kam. Da es nur in Madrid und Barcelona deutsche Schulen gab, mußte ich eine spanische besuchen. Wir Kinder spielten so gut wie nur „Stierkampf“; ich tat mich darin besonders hervor und wollte nie der Stier, sondern immer der Matador sein. Dann kam ich in eine Stierkampfschule. Es war nicht leicht gewesen, die Einwilligung meiner Eltern zu erhalten, aber schließlich hatten sie nachgegeben. Mit 18 Jahren stand ich zum ersten Male in einer richtigen großen Arena. Ich mußte schwer gegen das Vorurteil meiner Kollegen kämpfen und fuhr 1912 das erstmal nach Mexiko hinüber. Kurz vor Ausbruch des Weltkrieges kehrte ich nach Spanien zurück; ich war damals nicht ganz gesund . . .“

Was verdient ein Stierkämpfer?

„Wann waren Sie das lehtemal in Deutschland?“ fragte ich.

„Während des Krieges. Ich wollte an die Front, aber man nahm mich nicht zum Militär. Wie schon erwähnt, ich war damals krank. Ein böse aussehendes Lungenleiden, inzwischen ist es ausgeheilt. Ich kam also über das noch neutrale Italien nach Spanien zurück. Erst kurz vor Kriegsende war meine Gesundheit soweit hergestellt, daß ich von neuem in die Arena steigen konnte. Im Jahre 1919 ging ich dann zum zweiten Male nach Mexiko, man liebt dort den Stierkampf um nichts weniger als hier . . .“

„Wenn ich gut unterrichtet bin“, sagte ich, „verdient ein Stierkämpfer in Mexiko noch enormere Summen als in Spanien?“

„Zehn-, zwanzig- und auch dreißigtausend Peso an einem Nachmittag“, erwiderte fast gleichgültig mein Tischgenosse.

Unsere Unterhaltung wurde durch das Erscheinen des von Lehmann erwarteten Stierkampferanstalters beendet. Ich verabschiedete mich. Lehmann hatte mir zuvor eine Eintrittskarte für die am nächsten Tag stattfindende Corrida aufgenötigt.

Der Stierkampf beginnt.

Es war eine halbe Stunde vor dem festgesetzten Anfang, doch die Tribünen waren bereits bis auf den letzten Platz besetzt. Punkt 3 Uhr begann das aufregende Schauspiel. Als sich die Tore der kreisrunden Arena öffneten, verstummte die Menge. Die Kapelle spielte einen Marsch und die Cuadrilla zog feierlich ein. Die beiden Ratsdiener in düsterer, altspanischer Tracht eröffneten hoch zu Ross den farbenprächtigen Zug. Hinter ihnen schritten die beiden Espadas, dann folgten die Capeadores, die Banderilleros und zu Pferde die Picadores. Zum Schluß kam das Maulsefgespann, das die toten Tiere aus der Arena zu schleifen hatte. In der blendenden, südlichen Sonne wirkten die gold- und silberbestickten Wämse, die roten und goldenen Capas der Matadore und die schwarzen Anzüge der Ratsdiener höchst malerisch.

Mein Blick verfolgte den Landsmann. In diesem Augenblick, da er vor die Loge des hohen Präsidiums trat und nach einer Verbeugung um die Erlaubnis für den Kampf bat, hatte er etwas von der Grandezza eines altspanischen Edelmannes.

Das eigentliche Schauspiel begann. Obschon ich kein „Aficionado“, ein Fachmann des Stierkampfes, war, merkte ich bald, daß das, was hier geboten wurde, kein erstrangiger Stierkampf war. Die Stiere waren „schlecht“, und die Kämpfer hatten keinen guten Tag. Es begann schon bei dem ersten Stier, mit dem der zweite Espada nicht fertig werden konnte. Der Degen traf schlecht und blieb jedesmal im Rücken des Tieres stecken; man mußte dem Espada schon den fünften Degen reichen. Der Stier sah jetzt aus wie eine ins Riesige vergrößerte Tieratrappe für Zahnstocher.

Begegnungen mit deutschen Männern in ferneren Ländern / Ein Erlebnisbericht von Andreas Polster.

Copyright by Verlag Presse-Tagesdienst, Berlin W 35

Es regnet Apfelsinen und Siskifsen.

Die Menge johlte und bewarf den ungehinkten Matador mit Siskifsen, Brotstücken und Apfelsinen. O Volkstun! dachte ich. Wo war jetzt die Verehrung, ja Vergötterung, die die Menge ihren Lieblingen sonst entgegenbrachte? Hinter mir brüllte jemand dem Espada, der den Stier noch immer nicht getötet hatte, den höhnischen Rat zu: „Nimm doch eine Kanone!“ Lautes Gelächter quittierte die Worte des Mannes. Endlich fiel der Stier.

Bei den folgenden Tieren wurde die Corrida etwas besser. Endlich kam der letzte Stier. Er war für Lehmann, und schon beim Anblick des großen, außerordentlich wilden Tieres mit gefährlichen Hörnern ging ein Raunen durch die Reihen des Publikums. Lehmann, der sich seiner beiden Stiere mit Anstand, doch ohne besondere Bravour entledigt hatte, beobachtete das Tier genau, denn die erste Erscheinung des Stieres war für ihn ungeheuer wichtig.

Die Arbeit der Picadores, Capeadores und Banderilleros war zu Ende, und der Stier, ein richtiger Wüterich und sehr tückisch, kaum ermüdet.

Von den Hörnern aufgepießt!

Nun kam die Reihe an den Espada Le Mano. Was er mit der Muleta, dem roten Tuch des Matadors, zeigte, war Stierkampf, wie man ihn nur bei ganz großen Stierkämpfen erlebt. Le Mano bewegte sich fast ausschließlich in dem so gefährlichen „Gebiet des Stieres“. Als er gar eine „Veronika“ in Kniestellung ausführte, wurde das Jauchzen der Menge zu einem einzigen Begeisterungsschrei. Aber gleich danach erscholl ein Ruf des Entsetzens! Lehmann lag reglos im Sande; er rührte sich nicht, um den Stier nicht mehr zu reizen. Schon waren die übrigen Stierkämpfer beim Tier. Durch Schwenten ihrer Capas und Tücher gelang es ihnen, die Aufmerksamkeit des Stieres von dem am Boden Liegenden abzulenken. Als der Espada sich erhob, sah man, daß Wams und Hemd an der linken Schulter zerfetzt und blutgetränkt waren. Man wollte den Verwundeten aus der Arena führen, doch er protestierte energisch. Er griff nach Degen und Muleta und „rief“ den Stier. In der Arena herrschte eine ungeheure Spannung. Der Stier griff an. Le Mano stand mit fest geschlossenen Füßen reglos und visierte. Der Stier, mit gesenktem Kopf, rannte in den Degen und spießte sich im buchstäblichen Sinne des Wortes auf; er wankte und fiel um.

Ein ungeheurer Jubel brach in der Menge aus. Alles stürzte sich in die Arena. Nur mit Mühe gelang es dem verwundeten Espada, sich vor der Begeisterung der Menge zu retten. Ich sah Lehmann im Ambulatorium wieder. Er rauchte eine Zigarette und lächelte, trotz der großen Schmerzen.

Draußen zerstreute sich lärmend die Menge. Es bestand wohl nicht der geringste Zweifel, daß der zur Zeit populärste Mann von Murcia der Deutsche Lehmann, genannt Le Mano, war.

— Ende —

Humoristische Ecke

Der kleine Bettler.

„Ach, liebe Frau, schenken Sie mir doch dreißig Pfennige! Ich brauch' soviel, um zu Vater und Mutter zu kommen.“

Dame (mitleidig): „Mein kleiner Kerl, hier hast du sie. Wo sind denn deine Eltern?“ — „Im Kino!“

Der kleine Schläuberger.

„Papa! Willst du noch ein Stück Lorte essen?“

„Nein, danke, mein Kind!“

„So, Papa, nun frage du mal!“

Ann-Christin *liebt nur einmal*

ROMAN VON SUSI TEUBNER

1.

Ann-Christin war eine interessante Frau. Das fand jeder, der sie kannte oder auch noch nicht kannte. Polizeileutnant Robert Walter in Zivil kannte sie noch nicht. Er sah sie nur unentwegt an. Jeden freien Dienstagmorgens in diesem Kaffee. Es war geräumig und nicht gemütlich. Es war ein ständiges Kommen und Gehen. Sehr sympathisch sahen die Menschen durchschnittlich nicht aus, die hierher kamen. Dazwischen gab es aber biedere Provinzler wie auch biedere Großstädter. Irgendwie galt das Kaffee als Treffpunkt. Man grüßte sich nicht, aber man kannte sich. Langweilig war es nie, hier zu sitzen.

Ann-Christin hatte immer denselben Platz in der Sofaecke. Immer stand eine Tasse Kaffee vor ihr. Jedes Mal ließ sich Robert Walter mit einem fast hörbaren Seufzer der Erleichterung ungefähr drei Tische entfernt von ihr nieder. Niemals hatte er gewagt, sie anzusprechen. In seinem Kopf wußte er ganz genau, was er sagen, wie er es sagen mußte — herrliche Anknüpfungspunkte für jeden Fall der Fälle hatte er sich ausgedacht. In Wirklichkeit saß er still und bescheiden auf seinem Stuhl und sah zu ihr hin. Ann-Christin saß auch ruhig und zurückhaltend da, aber sie sah ihn nicht. Meist las sie, manchmal schrieb sie auch. Wenn sie mit ihren auffallend schlanken Händen den Teelöffel in der Tasse rührte, schweiften ihre grünblauen Augen durch den Raum.

„Landstraßenblick“, sagte sie selbst von ihrem „Gud“ und lächelte lebenswürdig ihre darüber meist entsehten Gesprächspartner an. „Natürlich, Landstraßenblick — Sie haben schon recht verstanden. Meine Urgroßmutter soll eine Zigeunerin gewesen sein. Daher auch mein schwarzes Haar.“

Hier in diesem Kaffee lächelte Ann-Christin niemand an. Robert Walter hatte also noch niemals ihre schönen, weißen Zähne sehen können. Er wußte auch nicht, daß, wer einmal die leicht belegte Stimme der Frau gehört hatte, sie niemals vergessen konnte. Sogar das Telefon mit seiner unerbittlichen Technik vermochte dem warmen, dabei etwas heiseren Organ, dem leichten, lockenden Auflachen nichts anzuhängen. Wenn Ann-Christin nur zwei Worte am Telefon sprach, wußte jeder ihrer Bekannten, wer am Apparat war.

Aber der kleine Polizeileutnant war ja noch gar nicht ihr Bekannter. Er kannte nur die strenge Linie ihres Profils, den leicht bräunlichen Pfirsichtton ihrer Haut, die schmale, elegante Figur, ihre aparten Kleider und den vielen, eigenartigen Schmuck, den sie immer trug. Ann-Christin war eben bisher nur eine interessante Frau für ihn.

Und wie gesagt — nicht nur für ihn. Seine grauen Augen

weiteten sich. Da ging ein Bekannter von ihm, aber bei weitem kein angenehmer Bekannter, ein paar mal in dem schmalen Gang des Kaffees auf und ab. Er bliete zwei- dreimal scharf zu Ann-Christin hin und stieß schließlich, ähnlich wie Raubvögel es bei ihren Opfern tun, auf ihren Tisch zu. Die breiten Schultern dieses Menschen verdeckten das Gesicht der Frau. Robert Walter glaubte noch ein flüchtiges Rot auf ihren Wangen erblickt zu haben, aber dann konnte er nicht mehr entnehmen, ob sich die beiden kannten, ob es der Frau peinlich war, ob sie erfreut war.

Baron Ricci oder Dr. Karthesius, wie sich der höchst ehrenwerte Herr je nach Vorteil zu nennen pflegte, ließ sich jedenfalls nieder und sprach lebhaft auf Ann-Christin ein. Die schien im Augenblick amüsiert zu sein. Sie reagierte zwar nicht sonderlich auf den Redeschwall, war aber keineswegs empört, wie der junge Herr Walter mit vielen Schlussfolgerungen gehofft hatte. Und es begann in seinem Kopf zu arbeiten: kannte diese Frau den Mann? Wußte sie von seinen Gaunereien? Wußte sie, daß er schon einmal gefessen hatte? Gehörte sie etwa zu ihm?

Robert wurde siedend heiß zu Mute. Ein seltsam leeres Gefühl machte sich in seinem Magen bemerkbar. Was hatten die beiden vor? In seinen Vorstellungen waren sie schon zu einem Paar geworden, so sehr sich auch sein guter Glaube dagegen sträuben

wollte. Denn, daß der „Herr Baron“ etwas vor hatte, das erkannte er sowohl instinktiv wie mit seinem geschulten Blick.

Plötzlich erhob sich Ann-Christin. Der Mann ebenfalls. Lebhaft streckte er ihr die Hand entgegen. Beinahe wie unter einem gewissen Zwang, so schien es wenigstens dem jungen Polizeileutnant, legte die schöne Frau ihre schmalen, langen Finger in die dargebotene Rechte des Mannes, während seine linke Hand irgendetwas in ihre Completetasche gleiten ließ.

Das Gesicht der Frau blieb unbeweglich. Mit langsamen, gleitenden Schritten ging sie dem Ausgang zu. Der Mann blickte triumphierend hinterher.

Polizeileutnant Walter riß eine Zeitung vor sein Gesicht. Er hatte gar kein Interesse daran, daß der so vielseitige Herr ihn in diesem Augenblick erkannte. Als dieser sich offensichtlich mit viel Befriedigung wieder gekehrt hatte, sprang Robert Walter auf, legte Geld auf den Tisch und stürzte mehr, als er lief, der ihm immer interessanter werdenden Frau nach. Er wußte nicht, ob ihn die Frau jemals in diesen Wochen mit Bewußtsein im Kaffee gesehen hatte. Er wußte nur, daß er in Zivil war, nicht im Dienst — daß er nicht gezwungen war, Amtsperson zu sein. Oder war er es etwa doch? Es war, als ob sich in ihm ein qualender Zwiespalt aufstat. . . (Fortsetzung folgt.)



Zeichnung Kiedlich M

Baron Ricci sprach lebhaft auf Ann-Christin ein.

Dr Fofend-Fluh

Von Walter Schimm, Chemnitz.

Jeder Mensch hot e annersj Stuckpfaar. Dr Huchland-Woldemar labet un stärbet firs Brklädn. Un wu sich halmwags e Gelagnhät drzu bietn tat, sei's zr nr Hochzig odr en Masknbäll, vrstedet sich dr Woldemar unner ner Mask un olbret ne Leitn bissel wos vir. Selbst sei Fraa, de Rosel, konnt ne von dar Afferei net obränge un hot sich mannichsmol ze Drad geärgert, odr wos wollt se dä machn, dr Woldemar war fistr e alts feins Mannsn un öbs Brklädn e Scheidingsgrund sei wür, tat sich a noch frögn.

Wenn dr Arbgerichtsbesitzer - Karl Ufang Februar unner seinr Sunntig-Tanzmusik-Anzeig in unnern Hamitblatt dan Zusatz neijeket: „Zur Fastnacht großer Maskenball!“ do war mit'n Huchland-Woldemar nimmer ze streitn, dä 'r mußt e Maske raustiffsteln, die ne en Preis eibracht. Un nr muß sogn, dr Woldemar, dar sei Brut als Waldarbitr ordinet, war e Schenie in settn Sachn. Alles mögliche hatt dar seithar schie off de Masknbäll dargestell't un sich de Kostüm drzu zesammgebastelt. Ne grüßtn Erfolg hatt ar vor fimf Gahrn mit dr Mask von „Altn Fröh“, wuzu ar sich von Müller Fabrikant en englischn Windhund geborgt hatt. In dr ganzn Umgegend is dan Gahr dr Woldemar off de Masknbäll rimgezogn un hot mit dar Mask de ärs'tn Preis waggehult.

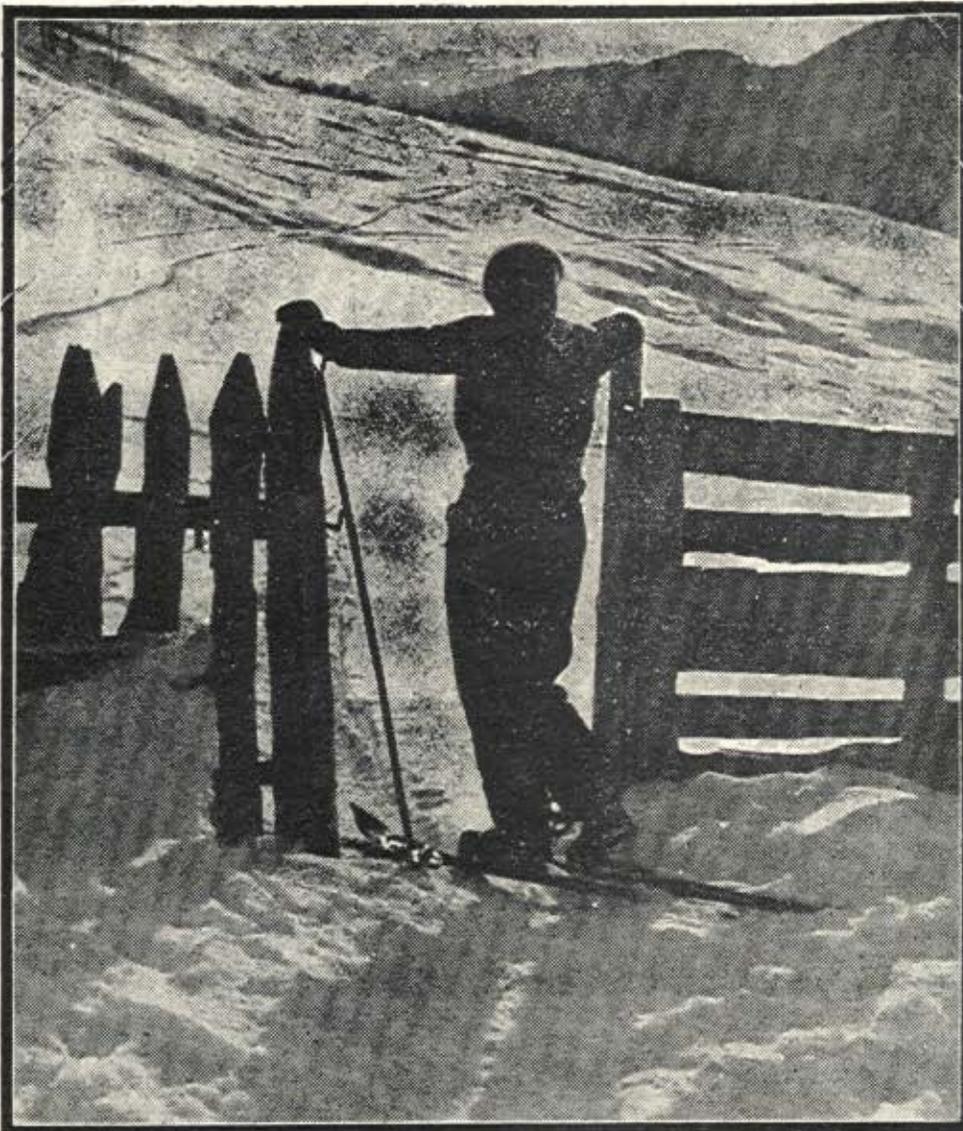
Is Gahr drau; war dr Woldemar neigeslochn mit seinr Maske, ar machet namlich de „Standuhr.“ Dodrzu hat sich is Brklädschenie aus ner Eierkist is Geheis zesammgetischlert, agestrichn un a ne Gelosscheib neigemacht. Innewennig stand dr Woldemar: vorn Gesicht hatt 'r sich e Zifferblatt mit Weisr aus Papp nagebunden, während ar mit dr Hand eitelfort de Gähnschaukel als Pandel ribr- un n'brschleibern tat. Odr ne Standmaske-offn Masknbäll, se ka noch su schie sei, fällt net su auf wie e labandige Figur. Un wos is gunge Volk war, die als Kaschpr, Trapp'r un Indianer offn Saal rimfahetn, benih'tn de Woldemar-„Standuhr“ als Ziel-scheib fir ihre Knallarbsen, Frösch un Lasso, wos natirlich ne Woldemar gar net in Sträjn passet. De Brauchlichmachung dorh die Schindöker war vielleicht a de Grund, deß dr „Standuhr“ när dr dritte Preis, ne Flasch Wein, von dan Preisrichter-

kollegium zuerkannt wur. Dos hot ne Woldemar tichtig ver-schnoppt un ar wollt sich n'e un nimmer vrklädn.

Wie odr is nächste Gahr vom Arbgericht de Biranzeig vom Masknbäll in unnern Hamitblatt stand, drwachet ben Woldemar is Brkläd'talent un ar konnt a net wiederstiehe. Die age-tane Ugerächtigteet von voring Gahr tat ne noch stachen un dodrvir wollt ar Brgaltig üb'n. Dr Lärsh-Schneider mußt ne Woldemar aus braunt Sadleinwand en Uzug zesammnöhe, su ugefähr, wie se de Zwargle bei nr Weihnachtsaufführung aziehe tatn, när uhne Kapuz. Sei Fraa, dr Schneider, ihrhaupt niemand, konnt drfahrn, als wos dr Huchland Woldemar zon Masknbäll auftratn wollt.

Am Fofend-ohnd schie von Siebn wag machetn in Arbgericht all'hand Brklädete nei. E groß Hardel Kinner, dos sich corn Eigung in lang'r Reih aufgestellt hatt, konnt nu bewunnen: Tirolr, Schpanierin, Hollandweib-le, Spreewälderinne, Ruffäpple, Schmat-terling, Domens. Zigeint, Negr, Trapp'r, Indeaner, Soldatn, Matrosen, Kaschper, Ritter, Bugelsteller, Schwammegi-her usw.

Drinne offn Saal wachsetn sich zwä Musikkapelln ob un ene Maske nooch dr annern reihet sich an dan Zug Brklädetr un marschieret im Saal immerng, wahrnd de Reigiering off dr Gallerie un an de Seiten enanner ball drdrück'tn. Do off emol hup-pet e braune Maske offn Saal un lä Mensch konnt seogn, wos se darstelln tat. Bluß ne Brklädetein wurch mit dr Zeit begreiflich, deß dar braune Gesell när dr „Fluh“ sei konnt, dä wenn sich dar braune Hupp'trosch an lu en



Winterfreunden auch im Februar
Der Schnee trägt noch auf dem Kamm unseres schönen Erzgebirges

Schmatteredling odr ner Schpanierin namachet, daurets net lang un is ging e Quieberts dorh'n Saal. De Preisrichter, die nu a dan braun Brklädn beobacht hattn, zugn ne mol off dr Seit un frögetn dan Karll, wos ar dä ihrhaupt darstelln tät; gesacht hot dar ja nisch't, dodr'sir hot ar en settn Schniff'r de Nodel in Vää neigestoch'n un war wiedr dru ge'sprunge. Su ging dos ne ganze Weise, deß dr Woldemar de Maskiertn mit sen stach-lign Schpiel foppn konnt. Odr wie dr „Fluh“ sich an su nr Zigeinerin nagemacht hatt un a wiedr de Nodel in Arm neidrücket, drehet sich dos forre'shierte Weibsen im un feiret dan Froschdachs ene Ohrfeig, deß 'r en Boa stäzjet. De Trapp'r, Indeaner un e großer Täl von dan schie vom „Fluh“ gestochene Masku, die dan Nacht im Karpnteich schie lang satt hatten,

mengetn siech in dar Agelagnheet miet nei un is kam ze nr regel-
rachin Saalschlacht.

Dr Wärt, de Preisrichtr un dar aus dr Gaststüb fix har-
zugehulte Schandarm sprange in dare Balgerei nei un befreiern
ne Woldemar, dar allrhand Beiln drvu getrogn hatt, un schaffern
gelei in dr Rich. Offn Saal hats alleweil gedauert, bis de er-
regtn Gemütr zr Ruh kame un dr Tanz lusgtiehe konnt.

Wie dr „Fluh“ siech halmwags wieder drhult hatt, frug ne
dr Arbgericht-Wärt: „Wie konnst de dä a sette Olbrnhän
machn, Woldemar?“

„Nu, ihr grüßn Pfeifnköpp“, saht dr gekränkte Woldemar,
„is log doch in meinr Kostemiering als Fluh — und dar tut nu
emol stachn — un deine Preisrichtr vrstiehe abn noch net, de
Maskn auszedeitn, sist wär die Keilerei net möglich gewasn. Un
is war aa is letzte Mol, deß ick off en Masknball komme bie!“

Verklädt hot sich zr grähtn Fräd seine Fraa dr Woldemar
a wärklich nimmr, obr mos hot ne dr letzte Masknball doch ei-
gebraht, nämlich seitdam häßt dr Huchland-Woldemar mit'n
Schpigname „dr Fluh“.

Allerhand Lustiges zur „Fosend“



Der Ein„gebildete“!

„Du mußt doch zugeben, daß
wir Männer viel schöner sind, als
ihr Frauen!“



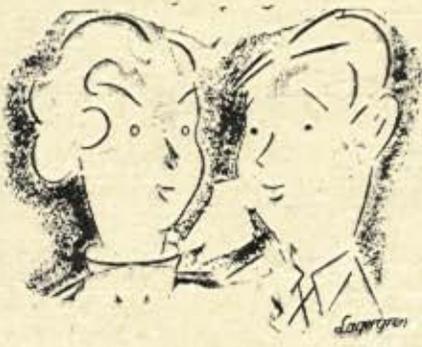
Nanu?!

Der Arzt hatte den Bauchredner aufgefordert, Ah zu sagen.



... in tausend Kengsten!

„Immer noch diese niederträchtige Kiste
in meinem Büro!“
„D-d-das ist die Probe von dem Spreng-
stoff, Herr Ingenieur!“



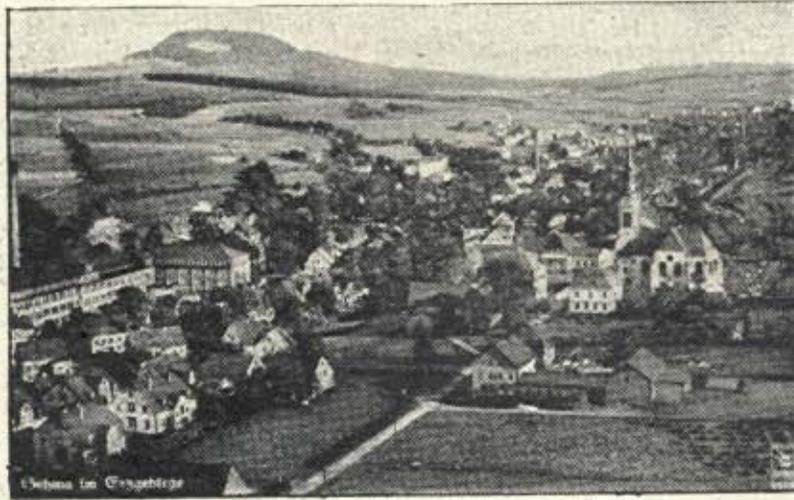
„Sie“ weiß Bescheid

„Ich kann Ihnen leider
meine Gedichte nicht vorlesen,
Fräulein Ulla, ich habe sie an
die Zeitung geschickt!“
„Aber wenn sie zurück-
kommen, kann ich sie lesen,
nicht wahr?“



„Er“ kennt sie!

„Ich habe zwei Theaterkarten
gekauft!“
„Fein, Erich, da werde ich mich
gleich umziehen!“
„Tue das, meine Liebe ... die
Vorstellung ist morgen Abend!“



Seimat! / Mein liebes Sehma im schönen Sehmatal

Von Martin Mann, Dresden.

Am Fichtelberg aus heller Quell
Entspringt die Sehma silberhell.
Läuft schnell durch Wald und Wiesen fort.
Nach Sehma, ihrem Vaterort.
Von fern schon grüßt sie tausendmal
Mein liebes Sehma im schönen Sehmatal.

3.
Ein stinker Bursch, der Sehmafluß,
Durchs Sehmatal er wandern muß;
Grüßt flüchtig noch im schnellen Lauf
Zum steilen Bärenstein und Pöhlberg auf!
Stürzt schäumend übers Mühlenrad,
Bahnt sich im Wiesengrund den Pfad,
Sprüht neckisch auf die grüne Au',
Auf Wiesenblumen frischen Tau
Und grüßt im Rauschen tausendmal
Mein liebes Sehma im schönen Sehmatal.

1.
Ich kenn ein traulich Fleckchen Erd,
Das bleibt mir immer lieb und wert!
Die Heimat ist's, mein Vaterhaus,
Wo ich als Kind ging ein und aus;
Wo mich die Mutterlieb' gepflegt
Des Vaters teurer Sinn gehegt.
Hier blühte mir das erste Glück,
Drum lehr ich gern zu dir zurück
Und grüße dich vieltausendmal
Mein liebes Sehma im schönen Sehmatal.

4.
O Wald, der Heimat schönste Zier,
Mich zieht es immer hin zu dir!
Bist mir ein Trost, ein Hochgenuß,
Wenn ich durch dich mal wandern muß
Welch Wunder zeigt du jederzeit,
Im Maiengrün, im Winterkleid.
Der Drosselruf, der Finkenschlag
Verkünden uns den neuen Tag
Und grüßen dich vieltausendmal
Mein liebes Sehma im schönen Sehmatal.

2.
An grünen Hängen hingelehnt,
Sich Haus und Häuschen wohnlich dehnt,
Als hätt' der Meister dieser Welt
Wie Spielzeug sie dahingestellt.
Und schau, auf Bergeshöh' da drauß
Recht trübig sich das letzte Haus!
In Sturmgebraus und Sonnenschein
Blick's lustig in das Tal hin'in
Und grüßt von oben tausendmal
Mein liebes Sehma im schönen Sehmatal!

5.
Wohlan, so will ich immerfort
Dich preisen, teurer Heimatsort!
Du bist und bleibst mir jederzeit
Ein Brunnen der Glückseligkeit.
Und bin ich in der Fremde drauß,
Weit fort vom lieben Vaterhaus,
So den' ich stets in Treue dein!
Und tritt mein Todesstündlein ein,
Dann grüß ich dich zum letztenmal
Mein liebes Sehma im schönen Sehmatal.